Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 32

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor: Heer, J.C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 32 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

7. August 1937

Einst!

Von Adolf Frey

Bergehn einst meine Erdentage, So wehrt den Tränen und scheucht die Alage! Löst mich in der seurigen, lodernden Glut Und streut meine Asche in ziehende Flut! Aus funkenden Zungen, aus sprühendem Brand Eine singende, klingende Flamme Aufsteig ich über das Heimatland.

Es bligen die Straßen, die Wälder dehnen Hoch überm See sich an schwellenden Lehnen: Mit tausend Pulsen hämmert die Stadt, Das Leben wird reich und wird nicht satt. Weißtürmig slattert die Südsirnwand — Eine singende, klingende Flamme Hinschweb ich über dem Heimatland.

Wenn das Heervolf schreitet unter den Waffen Und die Lüfte das rote Banner straffen, Wenn feldwärts schüttert das schwarze Geschütz, Im tanngrünen Kleide zielt der Schütz Und die Schlacht aufzüngelt am Hügelrand — Eine singende, klingende Flamme Hinfahr ich über das Heimatland.

Am Steig umspült die felsigen Male Der Abendschein und verrieselt im Tale; Schon dämmert der Pfad, den ich mit ihr ging; Und wo ich sie beseligt umsing, Vernachten die zackigen Stauden den Strand — Eine singende, klingende Flamme Erlösch ich über dem Heimatland.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

3

Die Berge warsen schon lange, blaue, körperliche Schatten ins Tal; nur da und dort durch einen Einschnitt siel noch ein Lichtbündel auf das sastige Grün der Wiesen am Rhein. Da winkte im Vordergrund ein stattliches Dorf mit einem mächtigen weißen Gebäude.

Der Bündner wies mit der Peitschenspise darauf hin: "Das Kloster Disentis! Da leben so gelehrte Mönche, daß sie das Lateinische nicht nur lesen und schreiben, sondern sich darin auch gewandt unterhalten können. Ihr seht Euch vielleicht die Klosterkirche an; unterdessen habe ich im Dorf zu tun — und wir tressen uns zum Nachtessen. Keine Umstände; ich weiß jetzt, daß Ihr ein braver Mann seid."

Landsiedel stieg zu der Alosterkirche hinan. Auf der Höhe blieb er stehen; der Abend stimmte ihn zur Andacht; die leuchtenden Farbenspiele an den Bergen, der blaue Dämmerdust in der Tiese und der seierliche Frieden weit und breit. Den Hut in der Hand, trat er in das schon von halber Dämmerung erställte hohe und weite Gotteshaus. Mehr aber als die vielen gestaltenreichen Bilder der Wände und Decke erweckte wundersbares Orgesspiel seine Andacht. Wie mit den Stimmen erlöster Seelen und lobsingender Engel, unendlich weihevoll schwoll es aus irgend einem andern Raum in die Stille der Kirche hers

über. Unwillfürlich forschte er nach der Quelle der Töne, und eine Steintreppe führte ihn seitwärts in ein kleineres, schönes Gotteshaus empor.

Er stand wieder ein paar Augenblicke. Da erschwieg das Spiel, und vom Orgelstubl hernieder kam ein Pater im dunkeln Gewand der Benediktiner, bot ihm den guten Abend, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: "Leider bietet unser Gottes-haus nicht viele Sehenswürdigkeiten; der alte Besits ist in surchtbaren Bränden untergegangen; doch was da ist, will ich Ihnen gern zeigen."

Nein, es war nicht viel; aber der Mönch, der erst an der Schwelle der dreißiger Jahre stehen mochte, sesselte Sinne und Seele Heinrichs. Ihm war, in seinem Leben habe er nie ein so mildes und zugleich so überlegen geistvolles Antlitz wie dassienige des Alostergeistlichen geschaut, dessen seingebauter Kopf im Schein des Abends wie von einem Ewigkeitsstrahl umgeben war.

Ihr Gespräch drehte sich zuerst um das Alter des Klosters, seine Gründung und seine Schicksale, Kriegsnöte und Brand, Wiederaufbau, Blühen und Gedeihen. Von allerlei Vorsahren erzählte der Mönch, solchen, die mächtige Nimrode vor dem Herrn gewesen waren, von andern, die in der grünen Wildnis

die Fackel des Geistes hatten leuchten lassen, und von begeisterten Naturfreunden unter ihnen, die schon die umliegenden hohen Gipfel bestiegen, als in der weiten Welt noch niemand daran dachte, daß auch die ewigen Firnen Schönheitst und Gottestoffenbarungen seien.

"Und wenn Sie morgen hier bleiben könnten, so würde ich Ihnen doch Kunstschäße von großem Werte zeigen, die niemand in unsern Gebirgsdörfern vermutet, drüben in der Kirche St. Agatha, wunderschöne Schildereien aus der gotischen Zeit, und droben in der Muttergotteskapelle von Acletta eine Empfängnis von Murillo oder einem seiner Schüler. "Te electa matrem Christi", spricht der Engel. In weißem Gewand, den weiten blauen Mantel um die Schultern geschlagen, schwebt die Jungsrau auf der durchsichtigen Wondsichel stehend himmelwärts in dunkse Wolfen hinein, aus denen hervor entzückende Engelsköpschen grüßen. Das Bild mit dem holdinnigen Gesicht der Jungsrau wäre es allein wert, daß Sie morgen noch ein paar Stunden blieben."

Nein, das konnte Heinrich nicht; aber die herzwarme Kunstsfreude des Paters traf sein Ohr wieder wie Musik.

Während der Mönch noch über die Madonna sprach, begleitete er den Gast durch die Hauptsirche zurück ins Freie. Bor dem Portal deutete er auf viele zusammengedrängte Kreuze und sagte: "Unsere Gräber — hier wird auch einmal das meine sein — wir machen uns früh mit dem Tod vertraut!"

Er sprach es ohne Wehmut, im Gegenteil mit freudigem Frieden.

Sie schauten miteinander in die ruhenden Berge, an denen der letzte Tagesschein glühte.

Da bat der Blick Heinrichs um Bertrauen. "Ich bin zwar Protestant", versetzte er, "und verstehe nicht viel vom klösterlichen Wesen; aber ich darf Sie doch um Ihren Namen bitten; denn wie der Besuch in Ihrem Gotteshaus werden Sie mir selber unvergeßlich sein."

"Ich bin Pater Plazidus", erwiderte der Mönch mit vornehmer Güte, "und Sie?"

Beide hatten das Gefühl eines geistigen Bandes zwischen ihnen, und als Landsiedel von seinen Studien erzählte, hörte der Geistliche ausmerksam zu.

"Da haben wir die gleichen Neigungen und find ähnliche Bege gegangen", lächelte er, "und jetzt noch bewegen sich meine Forschungen am liebsten in der altdeutschen Literatur! Ich bin der Germanist unseres Klostergymnasiums."

"Und wie find Sie Mönch geworden? — Darf ich fragen?" sagte Heinrich bescheiden.

Der Pater ließ einen Augenblick mit der Antwort warten; feine großen, ruhigen Augen versenkten sich prüfend in die des Fremdlings; dann fagte er: "Un meiner Wiege stand es allerdings nicht, daß ich Geistlicher werden solle. Als ich die Kantons= schule in Chur besuchte und eben vor dem Abiturium stand, trat aber ein furchtbares Ereignis in mein Leben. Von einem Freund war ich für ein paar Tage nach einem rheintalischen Dorf in die Weinlese eingeladen worden. Dabei lernte ich die siebzehnjährige rothaarige Schwester des Freundes lieben, doch ohne daß ich es ihm oder ihr gestanden hätte. Wie es beim Traubenschneiden üblich ift, gaben der Freund und ich unsere Freudenschüffe zu Ehren des Herbstes ab; doch daran nicht genug, beschlossen wir aus Luft an unsern Gewehren, in einem alten Steinbruch, in dem es ein paar Fuchshöhlen gab, der Jagd obzuliegen. Ich hatte denn auch an einem Vormittag das Glück, einen Fuchs abzuschießen. Nun brannte in mir der Jagdeifer. Uls mein Freund am Abend seinem Vater in der Relter helfen mußte, schlich ich mich im halbnebel wieder nach dem Bruch hinaus, kam kaum hin und sah, wie sich etwas Rotes hinter einem Sagebuttenftrauch in der Sohe bewegte. Gewehr an die Wange — Schuß — ein Schrei — hinter dem Strauch hervor eilt die Schwester meines Freundes. Sie fällt in den Steinbruch hinab — mir wird schwarz vor den Augen — ich ermanne mich, eile hin — die Ohnmächtige atmet schwer — aus dem Hintertopf fließt Blut; neben ihr liegt ein Korb, aus dem hagebutten verschüttet find. Ich will sie nach Hause tragen; aber die Kräfte versagen mir vor Schred; ich tann taum Silfe holen. Die, wie es schien, tödlich Berlette liegt im elterlichen haus; da bittet mich mein Freund unter Tränen, ich möchte abreisen, mein Anblid mache den troftlosen Eltern nur schwer. Damit vergrößerte fich meine Qual über den unglücklichen Schuß. Wieder dabeim Ich erhielt jeden Tag von meinem Freund Bericht über das Befinden der Berletten. Die Nachrichten lauteten ftets bedenflicher, endlich gegen den neunten Tag hin hoffnungslos. "Mörder — Mörder!" schrie die Stimme in mir — und ich war auf dem Weg, meinem eigenen Leben ein Ende zu bereiten irgendwo draußen im Bald. In der wilden Aufregung meiner Sinne stolperte ich über eine Wurzel; ich stürzte auf meinen Revolver; der losgebende Schuß zerschmetterte mir das linke Handgelenk — hier sehen Sie die Narbe — er rief auch Baldarbeiter herbei; ich war willenlos vor Schmerz und ließ mich in das Elternhaus zurückbringen. Die beiden fich rasch folgenden Unglücksfälle riefen in mir eine religiöfe Barung und Rlarung bervor und, als von meinem Freund die Meldung tam, feiner Schwester gehe es zur großen Ueberraschung der Aerzte besser, und bald darauf, fie fei außer jeder Gefahr, da brachte ich in einer stillen Abendstunde mein Herz Gott dar — dankbar, gläubig, freudig — und meine Eltern, auch meine protestantische Mutter, fügten sich darein. Das von mir angeschoffene Mädchen ist heute eine glücklich verheiratete Frau!" -

"Sie haben Ihren Weg nie bereut?" fragte Heinrich ergriffen.

Nachdenklich lächelnd erwiderte der Mönch: "Sehe ich so aus?"

"Nein!" erwiderte Landsiedel.

"Ich habe Gottes Frieden!" versetze Bater Plazidus; "ich wünsche ihn auch Ihnen. Ich habe das Gefühl, daß wir, wenn Sie hier blieben, gute Freunde würden. Vielleicht aber kann ich Ihnen in Rom irgend dienen — in der vatikanischen Bibliothek. worin ich selber eine Weile gearbeitet habe. Schreiben Sie mit nur! — Mit Gott!"

Ein paar Schritte gab Pater Plazidus dem Romfahrer das Geleit und schüttelte ihm berzlich die Hand.

Da klang von den Klostertürmen das Ave, und er senkte sein Haupt zum Gebet.

Die ersten Lichter von Disentis schimmerten. Weihevoll und feierlich gestimmt hatte Heinrich das Gefühl, er trage aus dem Aloster einen Segen mit, die Ueberzeugung, daß er, wenn auch in seiner Art, auch wieder einmal den Frieden mit Gott und der Welt sinden werde.

Drittes Rapitel.

Landsiedel trat mit Veter Cabon die Fahrt in die Nacht an, auf schmaler Gebirgsstraße hinab in eine Schlucht, in der Wasser sausten, in einer andern Schlucht empor — empor!

Anfänglich plauderten sie noch, und Heinrich fragte: "Wie wird es denn Ihre Frau aufnehmen, wenn Sie so spät einen unangemeldeten Gast ins Haus bringen?"

"Meine Frau ist ein gescheidtes Weib", lächelt**e Cabo**n; "sie will, was ich will."

Allmählich wurden die Weggenossen still. Ohne daß es der Leitung bedurfte, ging das Bergroß seine Straße; dann und wann drang unter der Lederdecke das Gewimmer der kleinen



Das einsame Sertig-Dörfli bei Davos. Von links Mittaghorn, Plattenhorn und Hoch-Ducan

Phot. Meerkämper, Davos

Bassagere hervor. Obgleich Heinrich von den Erlebnissen des Tages abgeschlagen war, empfand er die starke Stimmung der Nachtsahrt durch die ihm unbekannte wilde Gebirgsgegend. Manchmal streiste der Zitterstrahl der Wagenlaterne eine wetterzerschlagene Tanne und die Wände der Schlucht, in der die kluten brüllten; dann wieder die schwarzen, seuchten Felsen enger Lawinengalerien, von deren Gewölbe das Wasser tropste, und im Gestein klagte und raschelte der Wind, der bald kalt und eisig von den Höhen strich, bald sau und sind von Disentis herausdrängte.

"Ein schlechtes Wetterzeichen", versetzte Cabon schlaftrunten. "Die warmen Stöße bringen Regen."

Gleichmäßig ging die Fahrt das schmale Band der Straße hinan, endlich aus der Schlucht heraus in eine offene Landschaft, über den sich der Sternenhimmel breiter dehnte, und von sernher kamen die Mitternachtsschläge einer Turmuhr. "Curagslia", versetzte Beter Cabon, rüttelte sich empor, das Roß, das sich nach seinem Stall sehnte, trabte in das totenstille Dorf und hielt vor einem alten, stattlichen Haus.

"Meine Frau hat zwar das Licht angesteckt; sie schläft aber doch, ich kenne das", sagte der Bauer; "kommt in die Stube, Landsiedel."

Dort machte er Licht in eine breitschirmige Lampe, die über einem eichenumrahmten Schiefertisch hing. "Ruht vorläufig. Ich habe noch das Rleinvieh unterzubringen." Er ging, und heinrich hatte Zeit, sich in dem niedern, doch geräumigen Gemach umzusehen, in dem ihm die alten, guten Möbel und die kleinen Fenster am meisten aufsielen; unter jenen ein Bussert, an dessen Davor stand das Nachtessen sür den Hausherrn auf einer Zinnplatte gerüstet.

Während der müde, junge Wandersmann in der fremden Stube Umschau hielt, knarrte hinter dem Ofen eine Stiege, kamen leise Schritte niederwärts, und eine verschlasene Frauenstimme sagte: "Du bist wieder spät, Peter", oder etwas Aehnliches. Heinrich erriet mehr, als daß er die romanischen Laute verstand. Was sollte er tun? — Ihm klopste das Herz.

Zwischen Wand und Osen hervor trat die Frau. Aus aufgelöstem dunkelm Haar blitzten dunkse Augen; unter einem kurzen, roten Wollröckhen schimmerten die Füße, und der Hemdslatz gab eine schöne, rundliche Brust frei.

"Frau Cabon", zitterte seine Stimme.

Ein Schrei — das Hemd erschreckt über die Brust ziehend, slüchtete sich die Gestalt hinter den Osen zurück; im nächsten Augenblick schon tönte es aus dem Obergemach mit dringlichem Rus durchs Fenster: "Beter — Beter", dazwischen Weinen.

Heinrich saß wie auf glühenden Rohlen; am liebsten wäre er hinaus in die Nacht geflohen.

Es dauerte geraume Weile, bis der herbeieilende Bauer das beleidigte Weib halb getröstet hatte. Als er wieder in die Stube trat, lächelte er verlegen: "Das ging dumm! — Frauen vergeben eine solche Ueberraschung nicht; sonst hättet Ihr meinetwegen auch noch morgen dableiben können. Nun gibt es nichts anderes, als daß Ihr beizeiten wandert."

Ein kurzer Imbiß noch, der beiden nicht schmeckte; dann führte Cabon seinen Gast in die Rammer. Heinrich sank in ein Bett, so bauschig und weich, wie er noch keines angetroffen hatte, und schlief nach den Abenteuern des Tages, bis ihn ein kräftiges Rlopsen an seiner Tür weckte.

"Es ist sechs Uhr", hörte er die Stimme des Bauers; "eilt Euch — meine Frau ist jett in der Kirche. Es wird aber auch sonst gut sein; das Wetter schlägt um."

Da standen wieder alle Sorgen vor Beinrich.

Als er haftig das Frühstück verzehrte, war ihm, sein Wohltäter von gestern habe mit dem Arbeitskittel auch in seinem Wesen den Werktag angezogen. Zuletzt hatte aber der Bauer doch noch eine milde Regung für den armen Wanderer; etwas knickerig sagte er: "Gebt mir Euere zwei Franken, dann gebe ich Euch ein Fünffrankenstück. Das ist immerhin besser." In der Art aber, wie er das Geld wechselte, lag etwas so Zögerndes und Knauseriges, daß der Gast das größere Stück nur schamvoll in die Tasche schob, als habe er ein Almosen angenommen. — Das tat weh!

"Und werdet kein Landstreicher; seht, daß Ihr wieder guten Boden unter die Füße bekommt! — Mit Gott!"

So entließ ihn Beter Cabon, und heinrich manderte einsam. Er mußte auf der geftrigen Fahrt mit dem Richter von Curaglia schon recht hoch ins Gebirge gekommen sein. Noch standen zwar da und dort alte Häuser und Hütten am Weg; aber allmählich blieben sie hinter ihm. Lichter wurde der Wald; nur noch einzelne Lärchen und Arven mit gebrochenen Stämmen und zerzausten Aesten standen wie halb besiegte Rämpfer in der Landschaft, und nun entschwand ihm an einer Wegwindung auch die Gebirgsspalte, hinter der die Welt der Menschen, Difentis, Chur und seine ferne Heimat lag. In dem stillen, öden Hochtal erinnerten nur noch die Strafe, die Wegsteine und die Telegraphenleitung an menschliches Werk. Unter leuch= tenden Schneefeldern lag das Tal, wie wenn der Fluch Gottes darüber gegangen sei, von wildem Granitgetrümmer erfüllt. Ueber die Felsen zogen sich die grünen Flechten, als müßten fie mitleidig die Nactheit des Gefteins verhüllen. Doch nein, auch der Lenz hatte sich zwischen den Blöcken angesiedelt. In schwellenden Polstern und Teppichen blühten die stahlblauen Enzianen, die weißen und goldenen Anemonen, die frommen himmelsschlüffel und die zierlichen Soldanellen, ein lautloser, beiliger Jubel des Lebens, ein Sonnenfest des Gebirgs. Das Summen von Bienen ging wie mit leisen musikalischen Schwingungen durch die Luft; Lerchen ftiegen aus dem Geftein empor und schmetterten in der Bläue, in der sie nur wie Tupfen schwebten, ihr fiegreiches Lied.

Der Frühling und der Bogelruf stimmten auch Heinrich hoffnungsvoll. Ein Lebenslied, das sich hoch wie die Lerche über die Sorge des Tages erhob, klang in seiner Seele, stets auch noch das Gespräch mit Pater Plazidus, und selbst Peter Cabons gedachte er in Dankbarkeit, obgleich über dem Abschied eine Enttäuschung gelegen hatte. Gewiß würde er wieder gute Mensichen sinden, und endlich käme er doch nach Kom!

Die nächste Bekanntschaft, die er machte, war nicht besonderer Art.

Fünfzig Schritte von der Straße stand ein Schäfer in abgerissenem Mantel an seinen Stock gelehnt; neben ihm saß der struppige Hund, und durch das Trümmergeselse wuselte die Hervenen, und durch das Trümmergeselse wuselte die Hervenen, lief Heinrich, den die Einsamkeit doch leise bedrückte, zu dem Hirten hin und fragte, wie weit das Hospiz noch entsernt liegen möge. Der Sohn der Wildnis regte sich kaum; das Kinn auf dem Stad versetzte er mundfaul: "Es kommt Regen — habt Ihr einen Mundvoll Tabak für mich?" Als Heinrich es verneinte, gab sich der Schässer auch die Mühe nicht mehr, ihm zu antworten, sondern sammelte seine Herde zum Abtrieb. Der junge Wandersmann ging seinen Weg und dachte: "Das Elendeste, was Gott gesschaffen hat, ist doch der Mensch — der Mensch, der für eine Wegauskunft einen Lohn fordert. —

Ja, Regen drohte! — Ueber die westlichen Berge zogen eine Menge Federwolfen daher und verbreiteten sich rasch zu einem breiten, gleichmäßigen Schleier. Nun im fernen Norden,

dort wo er hergekommen war, lag noch ein Stück blauen Himmels wie das Lebewohlfagen einer besseren Zeit. Er lief, lief. Der Wolkenschleier aber wurde dichter, senkte sich auf die erblassenden Bilder der Berge und verschlang sie. Auf die Fetzen alten Winterschnees, die zwischen den Felsgetrümmern an der Straße zurückgeblieben waren, sielen die ersten Tropfen.

Fortsetzung folgt.

Kleines Intermezzo im Tierpark

Dort wo das Freigehege durch den Bach abgegrenzt wird. afen einige Rebe auf dürftigem Boden, zwei Pfauen stolzieren gelangweilt herum, ein schwarzes Eichhörnchen, das Negerli, wie es vom Wärter getauft wurde, fitt schlau auf einem abgenagten Aft und betrachtet fich die bunte Gesellschaft zu seinen Füßen. Im Bache paddelt eine Ente, hoch oben im Wipfel eines verbogenen Tännchens fitt ein dritter Pfau und qualt unfere Ohren mit seinem unmelodiösen Geschrei. Bon den Zuschauern gelockt, fteigt eines der Rehe fteifbeinig in den seichten Bach, die Ente mustert den Eindringling in ihr ureigenstes Gebiet mißbilligend und verläßt, nachdem der hellbraune getupfte Gaft sich absolut nicht entschuldigen will, empört das Wasser, watsch elt aufgeregt am Ufer hin und her, bis ihr als Blizableiter für ihre schlechte Laune das Eichhörnchen in die Quere kommt, Wütend stürzt sie sich auf das drollige Tierchen mit dem busch gen Schwanze, das aber flink Reißaus nimmt und mutwillig vom nächsten Bäumchen hinunter auf die plattfüßige alte Tante äugt. Unterdessen landet eine Haselnuß von mildtätiger Hand geworfen mitten unter den Reben und Pfauen. Erstere wenden sich nach beschnuppern verächtlich ab, die Bfauen vicken wiederholt auf die Ruß ein, aber ohne Resultat. Das Eichhörnchen als Spezialist in dieser Angelegenheit wagt sich näher, doch die stolzen Pfauen senken ihr krönchengeschmücktes Haupt angriffslustig, und schnell zieht sich Negerli zurück. Eine zweite Mil folgt der erften, sofort stürzen sich die aufgeblasenen Bögel darauf. Negerli ist schlauer, es holt sich unterdessen die erste Gabe ungefährdet, sett fich possierlich auf die Hinterbeine, und mit den Pfötchen den Raub haltend, holt es fich fachgemat den Kern aus der harten Schale. Um Verspeisen wird es aber durch die rachsüchtigen Pfauen gehindert, husch, da ist es schon oben in Sicherheit und lacht sich eins ins Fäustchen. Später holt es sich dann noch die zweite Nuß, saust damit offenbar zu seiner Gespielin rauf, denn bald kommt es in Begleitung wie der in Sicht, und die beiden beginnen nun eine lustige Hat immer rings um den Stamm herum, bald hinauf, bald him unter, bis sie endgültig oben im Wipfel unsern Blicken ent schwinden.

Das Reh im Bache, das umfonst um einen Lederbissen bettelte, verläßt das nasse Element mit einem fühnen Sprung und kehrt den falschen Zweibeinern verächtlich den Rücken. Die Ente, die sich unterdessen wohl beruhigt hatte und philosophisch dem munteren Treiben der Eichhörnchen und dem nervösen Getrippel der Psauen zublinzelte, setzt sich nun in Fahrt und watschelt wieder ins Wasser zurück. Nach einer raschen Inspettionssahrt das Bächlein rauf und runter, kreuzt sie nun ruhis vor uns Zuschauern hin und her, sühlt sich so recht in ihrem Elemente und läßt im Rielwasser sich überpurzelnde Wellen zurück.

Den Albhang hinunter laviert nun vorsichtig eine Rehgeik mit ihren Jungen. Darob helles Entzücken bei den Kindern, Rehmutters "Nestputzen" werden gelockt und bewundert, so dak die Pfauen, blaß vor Neid, schleunigst verschwinden. Wunter hüpsen die Kitzlein um die Mama herum, machen Kapriolen, necken ihre Onkels und Tanten und freuen sich ihres noch so jungen Lebens. Das gestrenge Familienoberhaupt, das unter dessen auch angelangt ist, sindet aber, daß es sür die Reinen nun Schlasenszeit wäre. In munteren Sprüngen trollt sich die ganze Bande von dannen, und wir beschließen den schönen Sommerabend bei einem kühlen Trunke im heimeligen Wirtschaftsgarten an der rauschenden Aare.